



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es ist gut, wenn man das erntet, was man gesät hat, fuhr er fort. Das ist für uns Vandleute so ganz natürlich, und es fordert zum Nachdenken auf.

Nun, das hätten wir ja wohl alle nötig, gab ich bereitwillig zu. Aber wie ich höre, darfst du ja auf vollständige Wiederherstellung hoffen.

Ja, der Arzt sagt es, und Ebba glaubt es. —

Summa summarum — hier im Hause herrscht Zufriedenheit und Freude, Ebba selbst sagt: ungetrübtes Glück, und nur eins könnte sie ängstigen, daß es zu groß sei.

Doch jetzt höre ich die andern von ihrer Spazierfahrt zurückkommen. Helles Gelächter dringt aus dem Wagen zu mir herauf. Wo Wanda ist, geht es nicht ohne einen gewissen Lärm ab, und es ist gleich Mittagszeit.

Sie und ich — ich meine die kleine Wanda — haben die Absicht, am Dienstag von hier wegzureisen. Ich muß mich noch einmal darein finden. Meine Ankunft wird zur gewöhnlichen Zeit stattfinden. Die besten Grüße und Wünsche

dein treuer Bruder Friedrich

PS. Soviel ich merke, träumt hier niemand mehr von der grauen Rage. Auch ich habe sie nicht ein einzigesmal in der Nacht an der Kinde des Baumes tragen hören, noch über die Nasenfläche hinhuschen zu sehen gemeint. Sie scheint nun wirklich nicht allein tot, sondern auch begraben und für immer verschwunden zu sein.

Das heißt, Spuren hat sie da, wo sie gewellt hat, doch hinterlassen, und zwar auf mehr als eine Weise. Und ehe mein eigener lieber Jung wieder ganz wie in frühern Zeiten ist — wenn dies wirklich je geschieht —, werde ich nie ganz sicher sein, daß die kleine graue Rage wirklich nicht mehr am Leben ist.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Der Zusammentritt des Reichstags. Die Flottenvorlage. Die Schwierigkeiten der Reichsfinanzreform.)

Berlin, 24. November

Der Reichstag ist wieder zusammengetreten, um nach einer Vertagung von ungefähr sechs Monaten seine Arbeiten fortzusetzen. Ein ziemlich reich bemessenes Pensum liegt vor ihm, denn es sind zunächst die unerledigten Vorlagen des letzten Tagungsabschnittes zu Ende zu beraten und weiter noch die jetzt hinzutretenden neuen Aufgaben zu lösen. Noch vor Weihnachten muß die erste Lesung des Etats vorgenommen werden, woran sich jedenfalls wichtige Debatten knüpfen werden.

Denn mit dem Etat im engsten Zusammenhange steht die bedeutsamste unter den politischen Fragen, mit denen sich der Reichstag zu beschäftigen haben wird, die Flottenfrage. Der Entwurf der Novelle zum Flottengesetz ist in der letzten Woche veröffentlicht worden. Ergänzt aber wird dieser Entwurf durch die Mehrforderungen im Marineetat des Reichshaushalts.

Um ein Urteil über die Natur dieser Forderungen zu gewinnen, muß man sich die Entwicklung unserer Flotte wenigstens in den Hauptzügen vergegenwärtigen. In den ersten Jahren nach der Gründung des Deutschen Reichs war der Grundgedanke des Flottenbauplans durch die einfache Erwägung gegeben, daß die Marine des Norddeutschen Bundes entsprechend der neugewonnenen Machtposition des

Reichs erweitert werden müsse. Dann kam, als General von Stosch die Verwaltung in die Hände des Generals von Caprivi gelegt hatte, diese Entwicklung ins Stocken. Es kam die Periode, in der die defensive Aufgabe der Flotte besonders betont wurde und man die Lösung dieser Aufgabe hauptsächlich in dem Ausbau des Küstenschutzes und des Torpedowesens, weiterhin in der Verwendung von Kreuzern sah, während der Bau von Schlachtschiffen als überwundener Standpunkt galt. Diese Einseitigkeit hatte zur Folge, daß unsere Kriegsmarine trotz den Vorzügen ihres Personals und Materials und trotz manchen bedeutenden Fortschritten auf verschiedenen Gebieten doch im ganzen stark hinter dem zurückgeblieben war, was die Kriegsmacht des Deutschen Reichs zur See leisten sollte.

Kaiser Wilhelm der Zweite griff hier bald nach seiner Thronbesteigung mit kräftiger Hand ein. Die Neuschöpfung der deutschen Flotte wurde sein eigenes Programm. In der Arbeit von fast einem Jahrzehnt wurde vieles neu geordnet und bewußt auf das Ziel hingearbeitet, das der Kaiser in richtiger Schätzung der mächtig wachsenden Seeinteressen des Reichs für die Entwicklung der Flotte aufgestellt hatte. Aber hierzu war die Mitwirkung der parlamentarischen Arbeit notwendig, und hierbei zeigten sich Hindernisse und Hemmungen, die zwar in vielen speziellen Fällen überwunden wurden, aber doch für eine stetige und zweckmäßige Arbeit so verhängnisvoll werden konnten, daß man diesem Übelstande begegnen mußte. Denn die Hemmungen waren darauf zurückzuführen, daß über die leitenden Grundsätze, nach denen wir unsere Wehrkraft zur See einzurichten haben, die verschiedensten Meinungen bestanden.

So entschloß man sich, das Ziel unserer Flottenentwicklung für eine gewisse Zeit gesetzlich festzulegen. Das Flottengesetz von 1898, das sich freilich schon sehr bald infolge der Ereignisse auf dem Schauplatz der Weltpolitik als unzureichend erwies und durch das neue Gesetz von 1900 ersetzt worden ist, war das Ergebnis dieses Entschlusses. Die Bemessung der Seestreitkräfte, über die wir am Schluß der Flottenbauperiode verfügen, und die wir dann dauernd auf dieser Höhe halten wollen, beruht auf dem Grundgedanken, daß erstens das Deutsche Reich im Fall eines Krieges den sich aus der ganzen Lage ergebenden Verteidigungszwecken auch zur See gewachsen sein muß, und daß zweitens der militärische Schutz, den wir unserm überseeischen Handel angedeihen lassen müssen, in seiner Stärke und Entwicklung einigermaßen Schritt halten muß mit diesen Handelsinteressen selbst. Auf dieses Programm konnten sich alle Parteien, die guten Willens waren, ohne Bedenken verpflichten. Zu seiner Ausführung gehört auch die Schaffung einer leistungsfähigen Schlachtflotte in dem Umfange, wie er in dem Flottengesetz bestimmt ist — wobei freilich mit dem Begriff „Umfang“ nur die Schiffszahl, nicht die Qualität der einzelnen Schiffe zu verstehen ist. Denn daß jedes im Dienste befindliche Schlachtschiff eine technisch auf der Höhe stehende Kampfeinheit bedeuten muß, liegt auf der Hand. Über diese Grundsätze haben sich alle bürgerlichen Parteien so weit geeinigt, daß es darüber — wenn man von dem grundsätzlich verneinenden Standpunkte der Sozialdemokratie absieht — eigentlich keinen Streit gibt. Wenn also bei jeder Meinungsverschiedenheit über die Art der Ausführung dieses Flottenprogramms immer wieder die Redensart von den „uferlosen“ Flottenplänen auftaucht, um bei den Urteilslosen als Schreckmittel zu dienen, so ist das der reine Unsinn. Uferlose Forderungen werden überhaupt nicht mehr erhoben, weil vollkommen klar ist, was für eine Flotte das Deutsche Reich künftig haben soll, und es ist eine vollständige Irreführung, wenn denen, die mit den neuesten Flottenforderungen nicht zufrieden sind und sie ungenügend finden, der Gedanke untergeschoben wird, als wollten sie über das vernünftige Maß, das durch die

Aufgaben einer deutschen Flotte nach dem gegenwärtigen Gesetz bezeichnet ist, hinausgehen.

Nein, über das Ziel herrscht vollständige Einigkeit. Nur darin gehen die Ansichten auseinander, auf welchen Zeitraum und in welcher Art im einzelnen die Ausführung des Programms zu verteilen ist. In den beiden Flottengesetzen von 1898 und 1900 mußte man sich ja auch nach dieser Richtung hin binden; sonst wäre die gesetzliche Festlegung der Prinzipien des Flottenbaus überhaupt nicht möglich gewesen. Aber prinzipiell hat die Wahl des Zeitraums mit dem Ziel des Programms nichts zu tun; er hängt von ganz andern Rücksichten ab. Finanzielle, parlamentarische, weltpolitische, wirtschaftliche und nicht zuletzt technische Verhältnisse sprechen dabei mit. In finanzieller Beziehung kann man oder sollte man wenigstens sich auf den Standpunkt stellen, daß für Lebensfragen der Nation, solange man sich im Einklang mit den wirklichen Machtverhältnissen und der materiellen und moralischen Leistungsfähigkeit des Volks hält, die notwendigen Mittel beschafft werden müssen. Aber man kann zugeben, daß es auch darin Abstufungen gibt, die sehr wohl eine Berücksichtigung der parlamentarischen Verhältnisse gestatten, um den Bewilligungseifer der Mehrheiten nicht zu überspannen.

Was die andern sachlichen Gründe betrifft, nach denen man die Dauer der Flottenbauzeit zu bestimmen hat, so ist soeben schon angedeutet worden, daß auch die Technik ein gewichtiges Wort dabei spricht. Es ist klar, daß, wenn die Anforderungen der Technik in einem Zeitraum nicht wesentlich steigen, auch viel leichter ein gleichmäßiges Tempo im Flottenbau festgehalten werden kann. Dann bleibt das schon Geleistete eine feste Grundlage, auf der man ruhig weiter schaffen kann, bis das Ziel erreicht ist. Anders aber, wenn die Technik in großen Sprüngen vorwärts eilt; dann hat das langsame, regelmäßige Fortschreiten nur die Folge, daß man auf der Hälfte des Weges die Erfahrung macht, wie ein Teil des scheinbar Erreichten schon wieder wertlos geworden ist. In diese recht peinliche Lage aber sind wir, wie es scheint, geraten. Während wir uns nach einmal festgestellten Plänen noch mit bescheidenen Schiffstypen begnügten, ist die englische Marine mit dem gewaltigen Dreadnoughttyp vorangegangen und hat uns zu der Einsicht gebracht, daß, was wir bisher an Schlachtschiffmaterial haben, weder in Bauart noch in Bestückung so vollwertige Kampfeinheiten darstellt, wie wir sie unter modernen Verhältnissen fordern müssen, wenn unsre Marine überhaupt etwas andres sein will als ein kostspieliges Spielzeug. Das Mittel, wodurch in solchem Falle der entstandene Nachteil ausgeglichen werden kann, ist offenbar eine Beschleunigung des Flottenbaus.

Das Jahr, wo nach den geltenden Bestimmungen das Ziel der Neuschöpfung der deutschen Flotte vorläufig erreicht werden soll, ist das Jahr 1917. Es ist sehr notwendig, daran zu erinnern, daß dieser Zeitpunkt bestimmt worden ist, als es darauf ankam, ihn im Interesse der Steuerzahler und zur Erreichung der Willfährigkeit des Parlaments so weit hinauszuschieben, wie es die Marineverwaltung nur irgend verantworten konnte. Die Voraussetzung dabei war, daß die Schiffsbau-technik nach damaliger Voraussicht so regelmäßig und bedächtig vorwärtsschreiten werde, daß wir auch bei dem langsamen Bautempo, zu dem wir uns entschlossen haben, ein Ergebnis erreichen könnten, das einen allmählichen Fortschritt unsrer Kriegsmacht zur See bedeutete.

Diese Voraussetzung ist nun aber, wie schon erwähnt, nicht eingetroffen. Unser starkes Nachhinken gegenüber den neuesten Fortschritten in der Konstruktion von Schlachtschiffstypen hat zur Folge, daß auch das nach neun Jahren seit dem Erlaß des ersten Flottengesetzes Erreichte nicht mehr den Wert hat, auf den wir bei der

Anlage des ganzen Plans gerechnet haben. Deshalb wird der Wunsch rege, überhaupt eine Beschleunigung des Flottenbaues eintreten zu lassen, damit wir ein wirkliches allmähliches Näherkommen an das Ziel verzeichnen können.

Die Marineverwaltung hat in den jetzt vorliegenden Forderungen diesen Wunsch nicht berücksichtigt. Allerdings ist in den Sähen des Etats für 1908 alles nur Mögliche getan worden, um künftig auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Die neuen Schiffe werden also in Zukunft den modernen Ansprüchen genügen; außerdem sind reichliche Mittel in Aussicht genommen, um auf den verschiedensten Gebieten der Ausrüstung und der Verwaltung den erhöhten Anforderungen gerecht zu werden. Es sei hier nur hervorgehoben, daß wir uns endlich auch in der Frage der Unterseeboote anschicken, den Vorsprung einzuholen, den andre Seemächte vor uns erlangt haben. Mit allen diesen Maßnahmen wird man sich freudig einverstanden erklären können. Aber trotzdem stehen wir vorläufig ungünstiger da, als wir nach der Absicht unsers Flottengesetzes im gegenwärtigen Zeitpunkt dastehen müßten, und die jetzt vorgeschlagene Novelle zum Flottengesetz tut zur Besserung dieses Übelstandes nur einen halben Schritt. Damit wird der Wert der an sich dankenswerten Maßregel, die in der Novelle in Aussicht genommen ist, nicht herabgesetzt oder unterschätzt. Man hat sich mit vollem Recht zur Herabsetzung der Lebensdauer der Linienschiffe von 25 auf 20 Jahre entschlossen. Dadurch scheidet eine Anzahl von veralteten Schiffen früher aus, und daraus mußte sich vorübergehend eine Erhöhung der Zahl der Neubauten ergeben. Es läge sehr nahe, in diesem Tempo fortzufahren, und so würden wir schon vor 1917 den Standpunkt der vollen Entwicklung einer unsern Bedürfnissen angemessenen Kriegsflotte erreicht haben.

Aber das Reichsmarineamt hat streng an dem Termin von 1917 festgehalten und zieht die Konsequenzen daraus sogar so weit, daß es für die nächsten Jahre nicht einmal den vollen Ersatz der nach der eingebrachten Novelle früher ausscheidenden Schiffe fordert, sondern auch diese Bauten möglichst auf die nächsten Jahre verteilt und sich einstweilen mit Umbauten älterer Schiffe behilft, um das Gleichgewicht einigermaßen herzustellen. Mit solchen Umbauten hat man bisher freilich keine guten Erfahrungen gemacht. Deshalb geht das Urteil vieler Sachverständigen dahin, daß dieser Notbehelf eine falsche, auf den Schein berechnete Sparsamkeit bedeute; man täte besser, dieses Geld auf andre Art nützlicher zu verwenden, anstatt dem eignen Lande vorzutauschen, daß dieser Umbau wirklich eine wertvolle Modernisierung der alten Schiffe sei. Dieses schroffe Urteil schießt eine vielleicht über das Ziel hinaus, aber es kennzeichnet die Enttäuschung, die durch die Zurückhaltung der Marineverwaltung hervorgerufen worden ist. Man hat lange Zeit geglaubt, die Leistungsfähigkeit der deutschen Werften bestimme das Tempo des Flottenbaus, auch könne es vielleicht bei zu schneller Vermehrung der Seestreitkräfte an genügend ausgebildetem Personal zur Besatzung der Schiffe fehlen. Beides trifft jedoch nicht zu; die technische Möglichkeit eines beschleunigten Baus steht außer Zweifel. Endlich konnte sich das Reichsmarineamt früher auf die ungünstigen parlamentarischen Verhältnisse berufen, die ein beständiges Unterhandeln mit kurzfristigem Unverstand und parteiischer Hinterhältigkeit notwendig machten. Auch davon ist jetzt nicht mehr die Rede. Für wohlbegründete nationale Forderungen findet sich im jetzigen Reichstag eine sichere Mehrheit, und die Möglichkeit einer ausreichenden Begründung solcher Forderungen ist vorhanden, da es sich um keine „uferlose“ Erweiterung des Programms, sondern nur um die Näherückung des Zeitpunkts seiner Durchführung handelt, deren Notwendigkeit leicht zu erweisen ist.

Warum ist die Regierung nun trotzdem bei der Jahreszahl 1917 stehen geblieben? Wenn man nicht annehmen will, daß eine gewisse Angstlichkeit, dem Block

zuviel zuzumuten, dabei im Spiel ist, so gibt es nur eine Erklärung dafür, nämlich die Schwierigkeit, die die Ordnung der Reichsfinanzen noch immer bereitet.

Die Schwierigkeit, für den wachsenden Bedarf des Reichs die nötige finanzielle Deckung zu schaffen, beruht nicht auf der Leistungsunfähigkeit des deutschen Volks, dessen Wohlstand noch immer in raschem Steigen ist, sondern auf der mangelhaften Organisation, die wiederum ihre Ursache nicht der Unbeholfenheit oder den Fehlern der Finanzverwaltung, sondern in dem eigentümlich verwickelten verfassungsmäßigen Charakter des Deutschen Reichs hat. Wäre Deutschland ein Einheitsstaat, worin eine vernünftig geregelte Einkommen- und Vermögenssteuer in Verbindung mit einer maßvollen indirekten Besteuerung gewisser Massenverbrauchsartikel die Quelle der Staatseinnahmen bildete, so würde man erstaunt sein, über welche großen Summen das Reich verfügen könnte, ohne daß ein besondrer Steuerdruck fühlbar würde. Dadurch aber, daß sich die Leistungen für die gemeinsamen Interessen — abgesehen von den kommunalen Verbänden — auf zwei Stellen verteilen, den Einzelstaat und das Reich, fehlt die genaue gegenseitige Abmessung und Abgrenzung dieser Leistungen. Der Finanzminister eines Einheitsstaates sorgt dafür, daß die einzelnen Verwaltungsressorts aufeinander Rücksicht nehmen, daß, wenn dem einen außerordentliche Mittel zur Verfügung gestellt werden müssen, andre ihre nicht so notwendigen Forderungen vertagen. Auf die Bedürfnisse des Reichs aber kann er diesen unmittelbaren, regulierenden Einfluß nicht üben, höchstens einen indirekten durch die Stimmen seiner Regierung im Bundesrat. Die Reichsbehörden selbst müssen in dem, was sie für notwendig halten, ihren eignen Weg gehen; sie haben keinen Einfluß auf die Finanzverhältnisse der Einzelstaaten. Dieser Übelstand würde wenig hervortreten, wenn es ein Mittel gäbe, die Finanzleistungen der Einzelstaaten für das Reich genau den finanzwirtschaftlichen Verhältnissen dieser Staaten anzupassen. Aber das ist praktisch undurchführbar, auch wenn man einen bessern Verteilungsmodus fände, als wir ihn jetzt haben, nämlich die Verteilung der Matrikularumlagen nach der Kopfzahl der Bevölkerung der einzelnen Bundesstaaten. Es ist also überaus schwer, das rechte Verhältnis zwischen Reichsfinanzen und einzelstaatlichen Finanzen herzustellen, und darum erscheinen größere Forderungen des Reiches immer als unerwünschte Belastung, nicht etwa weil sie vom deutschen Volk nicht getragen werden können, sondern weil sie gemäß den Einrichtungen unsres Finanzwesens in den ärmern und kleinern Bundesstaaten wirklich eine unverhältnismäßige und als ungerecht empfundne Vermehrung der Steuerlast, in den reichern Mittelstaaten aber einen mindestens unbequemen und störenden Eingriff in die geordnete staatliche Finanzwirtschaft und eine meist ungelegenen kommende Einmischung und Verkürzung der Wirtschaftspläne bedeuten.

Dabei entsteht ein eigentümliches Dilemma. Das Interesse der Einzelstaaten würde fordern, daß das Reich mit seinen Einnahmen möglichst auf eigne Füße gestellt werde, damit die Matrikularumlagen möglichst verringert oder gar durch Überweisungen des Reichs an die Einzelstaaten ganz beseitigt werden können. Aber eine solche finanzielle Selbständigkeit des Reichs kann nur durch Ausnutzung der indirekten Steuerquellen erreicht werden, und dagegen regen sich starke Parteibestrebungen. In allen liberalen Parteirichtungen wächst jetzt die Forderung direkter Reichssteuern zu bemerkenswerter Stärke an, besonders seitdem der letzte Versuch, eine Reichsfinanzreform auf Grund der bessern Ausnutzung alter und der Auffindung neuer indirekter Steuerquellen herbeizuführen, so unglücklich ausgefallen ist. Aber gerade gegen den scheinbar so bequemen Weg der direkten Besteuerung durch das Reich wehren sich die Einzelstaaten aus berechtigten prinzipiellen Gründen, weil mit diesem Eingriff in die Finanzhoheit der Bundesstaaten der verfassungsmäßige Charakter

des Reichs völlig verändert wird. Es ist ein wesentlicher Schritt zum Einheitsstaat. Und sollte dieser Schritt auch an sich für unbedeutend gelten, so ist er doch immerhin der erste auf Grund eines ganz neuen staatsrechtlichen Prinzips.

Noch hat das Reichsschatzamt zur Vermehrung der selbständigen Einnahmen des Reichs das Branntweinmonopol und die Vandalensteuer für Zigarren in Bereitschaft, aber die Sachlage ist noch nicht geklärt, und es bestehen Zweifel, ob die daraus zu erwartenden Einnahmen für den Mehrbedarf des Reichs genügen werden. Wir wollen hier diese Schwierigkeiten nur andeuten, da noch oft genug Gelegenheit sein wird, auf diese Frage zurückzukommen. Der Reichstag wird in diesen Tagen schon die erste Beratung des Etats beginnen, und dabei wird die Regelung der Finanzen ja auch berührt werden. Inzwischen ist dem Reichstag bereits eine Fülle von Beratungsstoff zugegangen, darunter auch die lange erwartete Börsengesetznovelle. Man wird also auf eine inhaltreiche Tagung rechnen dürfen.

Psychologie der Volksdichtung. Es ist mir eine angenehme Pflicht, auf das schöne und bedeutende Werk: Psychologie der Volksdichtung von Dr. Otto Böckel (Leipzig, B. G. Teubner) aufmerksam zu machen. Es verdient es, seinen Platz auf dem Weihnachtstisch des deutschen Hauses zu finden. Ist auch der Volkslied, der diesen Namen verdient, im Verfliegen oder schon verflungen, so ist doch inzwischen das Verständnis für seine feine und schlichte Kunst gewachsen, und man darf annehmen, daß alles, was dazu dienen kann, in die Welt der Volksdichtung einzuführen, freudig begrüßt werden wird. Das Böckelsche Buch ist nun ein Führer, wie er nicht besser sein könnte. Es zeigt uns das ganze Wesen und Leben des Volkslieds, die Stätten, wo es gepflegt wurde und wo es blühte, die Mannigfaltigkeit seiner Töne und die wunderbare Kunst, mit der die verborgnen Sänger aus dem Volke das Leid und die Freude ihres Lebens im Liede auszusprechen verstanden haben.

Das Eigenartige des Buches liegt aber in seinem starken Stimmungsgehalt. Sein Verfasser hat sich seit vielen Jahren um die wissenschaftliche Erforschung der Volksdichtung verdient gemacht, seine Kenntnisse beruhen aber nicht bloß auf dem Studium von Büchern, er ist dem Volksliede selbst nachgegangen durch Wald und Heide und zu einsamen Dörfern und Weilern, wo er noch Reste des einst so reichen Volkslieds aufzufinden hoffen durfte. Und die Stimmung dieser einsamen Wanderung in Sommer- und Wintertagen liegt über seinen Schilderungen und teilt sich dem Leser mit. Ich bin davon überzeugt, daß jeder von der Lektüre des Buches nicht nur reiche Belehrung, sondern auch Erquickung empfangen wird. Mir wenigstens war, während ich las, zumute, als wanderte ich selbst hinaus und suchte die blaue Blume im Walde, und tausend verblaßte Erinnerungen aus vergangener Zeit wurden wieder in mir lebendig. Ich kann das wertvolle Buch aufs wärmste empfehlen. -e-

Spökentiker. Friedrich Nietzsche hat die scharfe Verkündigung, daß Gott tot sei, noch durch die verwunderte Frage zugespitzt: Wißt ihrs noch nicht? Die Enttarnung über diese Verwegenheit des erklärten Antichristen hat, wie es scheint, übersehen, daß Nietzsche die Möglichkeit zugibt, daß es einen Gott, also „eine metaphysische Welt gebe“; „aber, sagt er, mit ihr kann man gar nichts anfangen, geschweige denn, daß man Glück, Heil und Leben von den Spinnennäden einer solchen Möglichkeit abhängen lassen dürfte.“

Es ist im Grunde der Kirchengott, den die eine Kirche in der Monstranz präsentiert und dann im Tabernakel einschließt, während eine andre ihn in einem Buche offenbart findet, und die Anerkennung dieses Buches fordert, was Nietzsche

meint; gleich wie sein Antichristentum dem Begriffe gilt, den die kirchlichen Bekenntnisse auf Grund jenes Buches oder der Unfehlbarkeit eines Menschen oder einer Vereinigung von Menschen von dem Christus sich gebildet haben, der als ein zweiter Gott in Menschengestalt erschien. „Sollte man glauben, daß so etwas noch geglaubt wird?“

Die Möglichkeit eines Gottes in eine Gewißheit umzuwandeln und in der erfahrungsmäßigen Gemeinschaft mit einem wirklichen Gott das von Nietzsche verspottete hypothetische, auf bloßer Möglichkeit aufgebaute, an Spinnenfäden hängende „Glück, Heil und Leben“ wirklich zu „er-leben“, das ist das heiße, sehnsuchtsvolle Verlangen einer lebendigen Seele, wie es in den Schöpfungen Hermann Wetters*) immer neu und immer überwältigend den Leser fesselt, der überhaupt noch einen Funken von der brennenden Sehnsucht bewahrt hat, sein eignes, geheimnisvolles, in der Vergänglichkeit sich der Vergänglichkeit erwehrendes, das Todesleben in todüberwindende Lebensfülle und Lebensfreude zu wandeln begehrendes Dasein zu verstehen und aus der Finsternis des Zweifels und des Verzweifels in das Licht vertrauensvoller Lebensbejahung zu bringen, die auch den Tod zu einer Lebenssteigerung umzuwandeln vermag.

Daß dies echt christliche Grundgedanken sind, aber wiedergewonnen in dem Labyrinth von Rätseln und Fragen, wie sie heute die Seele bestürmen und so manche Seele entmutigen, daß sie entweder das Opfer des Intellekts bringend ohne Glauben sich in den Schoß einer Kirche zurückflüchtet, an die man doch nicht herzlich glauben mag, oder in den Abgrund völliger Hoffnungslosigkeit stürzt, die man sich höchstens mit sinnlichen täuschenden Genüssen verbirgt, das ist die Empfindung und erlösende Erfahrung, die jeder irgend noch suchende Leser aufs neue an dem Spökentiker machen wird, den Wette jetzt seinem umfangreichern „Krauskopf“ folgen läßt.

Diese beiden Titel bezeichnen bedeutungsvoll den eigenartigen Gottsucher und, wie hinzugefügt werden darf, glücklichen Gottfinder, der sich in diesen beiden — ja, man darf sie kaum Romane nennen — „Geschichten“ wie ein helfender Arzt, wie ein liebevoller und geistvoller Freund dem Leser darbietet.

Im „Krauskopf“ erzählt der Verfasser offenbar seine eigenste Geschichte, wenn auch die Wahrheit jeder Geschichte nur in der Dichtung erscheinen kann, die die äußern Lebensumstände zu einem Gesamtbilde gestaltet, in dem eine lebenswahre Entwicklung erkennbar wird. Nur so kann ja, was im noch unbewußt lebenden Kinde unter den bunten, freudigen und schmerzvollen Umständen seiner Umgebung als dessen eignes Leben sich behauptet und emporringt, zu lebenswahrer Deutlichkeit werden. Die Zielzuvielen, wie entstehen sie denn anders, als so, daß das eigentümliche, das eigne Leben des Kindes erstickt wird durch die übermächtige Wucht der sich ihm aufdrängenden Autoritäten in Familie, Schule, Kirche, denen nur sehr seltne „Krausköpfe“, und auch diese nur in heißen Kämpfen mit Wunden und Narben bedeckt, sich zu entwinden vermögen.

Die farbenreiche, mit echter dichterischer Kunst gestaltete Schilderung einer solchen Kinderseele, wie sie der erste Band des „Krauskopfs“ uns in fesselnder Wirklichkeits-Mannigfaltigkeit vor Augen stellt, läßt schon in Tiefen des Lebens blicken, wie sie wohl kaum noch so ergreifend und doch so einfach und natürlich, und in so charaktervoller und urwüchsig-katholischer Luft, erfaßt und in diesem Lebensbilde festgehalten sind. Die Spannung, mit der der Leser den folgenden Schilderungen dieses

*) Spökentiker. Die Geschichte einer verirrten Menschenseele. Leipzig, Fr. Wilt. Grunow, 1907. — Krauskopf. Roman. 3 Bände. (I. Krauskopfs Kindheit, II. Vom Knaben zum Jüngling, III. Vom Jüngling zum Mann.) Leipzig, Fr. Wilt. Grunow, 1903, 1904, 1905.

Krauskopfs entgegensteht, wie er vom Knaben zum Jüngling und vom Jüngling zum Manne erwächst, wird dann nicht enttäuscht.

„Sollte Gott keinen Humor haben?“ Diese Frage wagt der unverbefferliche Humorist in seinem Spökenfiker. „Frevle Gotteslästerung“ heißt das. Und doch! „Ein Gott, der nicht mit uns leidet und lebt, sollte ein gütiger Gott, ein barmherziger Richter, ein liebender Vater der Menschheit sein?“ Auch dem Spökenfiker ist der Gott der Dogmatik gestorben, den Nießsche verspottet, der „den Unschuldigen als stellvertretendes Opfer annimmt“, „Sünden, an einem Gott verübt, durch einen Gott gebüßt“ sehn will. Denn was ist der Humor anders als die friedevolle Seelenruhe, mit der der tiefste Ernst der Liebe und Güte dem Spiel der nur durch eignes Irren sich zurechtfindenden Welt zuschaut und klaren Blickes ohnmächtige Entrüstung nicht minder meidet als hochmütige Veringschätzung. Kennen denn nicht schon die Propheten den Gott, der die zerschlagenen Gemüter und die zerbrochenen Herzen liebt? Und wer hätte sie denn zerbrochen, wenn nicht er selbst? Sanftmut und Demut verbinden sich auch bei Jesus zu alles erkennender und alles verzehrender Liebe.

Es sind das alles alte Gedanken, aber in neuem Licht, alter Wein in neuen Schläuchen. Und sollte uns das nicht hoch not tun? Man kann sich doch schwerlich darüber noch täuschen, daß wir mitten in einer Umwälzung stehn, wie sie tiefer und umfassender noch nie die Menschheit erschüttert hat. Und das Sonderliche dabei ist — freilich auch nichts neues —, daß nur wenige das ahnen, noch weniger es klar erkennen. Es scheint, als ob das alte Wort: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!“ sich mit grollendem Gewittersturm neu zur Geltung bringen will. Rom hat eine feinere Bitterung für die Veränderungen in der geistigen Luftsphäre als die massigen derbern Nerven der Machthaber „in dieser Welt“. Ihm ist der Modernismus der unsichtbare Feind, gegen den eine neue vergeistigte Inquisition eingerichtet werden muß. Belehrt wird niemand durch die Zeichen der Zeit, das ist der Humor davon, wie das alte ewig neue Wort sagt; und in der Tat, wer wäre imstande, den Lauf der Dinge aufzuhalten, auch bei der tiefsten Erkenntnis und mit dem besten Willen? Daß es den unfehlbaren dreifachen Kronen- und zwiefachen Schwertträger versuchen. Vächelnd sieht der göttliche Humor solchem Spiel der Menschenkinder zu, die nicht ahnen, wie sie unbewußt und ahnungslos nur als Werkzeuge verbraucht werden, wenn sie nicht den lebendigen Gott, dessen Fußtapfen noch immer triefen von Fett, erkennen, erwählen und ihm nachfolgen, Gottes Mitarbeiter, das Salz der Erde, das Licht der Welt. So müssen Katastrophen kommen, die Schalen bersten, damit des alten Jahres neuer Same dem nächsten Jahre neues Leben schaffe. Aber dann, dann tun Männer not! Dann wiegt ein Mann mehr als Millionen von Nullen. Ach wie oft fehlt dann eben der rechte Mann! Vielleicht, gewiß war er da, aber er ist etwa auch erstickt unter seiner Umgebung — und es bleibt dabei, Gott findet nur gebrochne Werkzeuge! Aber dann zeigt sich immer neu wieder das alte Wort, daß in der Schwachheit die Gotteskraft ihre ganze Größe erst bewährt, und der Gekreuzigte zum Herrn über alles erhöht wird.

Diese tiefen Gedanken in lieblichstem Wechsel einer begnadigten Phantasie und lebensvoller Bewegung weiß Wette auch denen nahe zu bringen, die nicht in der Lage sind, sie in eigener Arbeit oder an der Hand ernster Denker und Forscher zu erreichen. Und das wird heilsam sein, daß die Zahl sich mehrt derer, die für einen neuen Geistesfrühling geöffnete Seelenfurchen gewannen, um den Segen in die Tiefe bringen zu lassen, der von oben kommt mit Regen und Sonnenschein, Luft und Licht. Vielleicht gefällt es ja Gott, uns noch einmal einen Großen, einen überragenden, einen „Übermenschen“ — das ist ein gutes Wort! — zu schenken;

aber was wird auch dem mehr nötig, unentbehrlich sein, als daß er Ohren findet, die zu hören bereit sind, nachdem sie lange auf des schweigenden Gottes Stimme vergeblich gelauscht haben; die ihm zuzubeln und ihm sich anschließen, der kleinen Heldenschar gleich, der das Reich beschieden ist, wenn die Zeit erfüllt und der Tag des Heils erschienen ist.

Der Spökenfiker ist eine krankhafte Persönlichkeit, und er erzählt „die Geschichte einer verirrten Menschenseele“. Auch Nietzsche war eine krankhafte Erscheinung. Gehört etwa, wie schon die Seherin von Prevorst gezeigt hat, und wie der Spökenfiker seine Gabe des zweiten Gesichts beschreibt, eine krankhafte Beschaffenheit des Nervensystems dazu, um die feinern, tiefern Bewegungen des Reiches der Geisterwelt zu vernehmen? Man hat gesagt, daß Nietzsche nicht lange genug gelebt habe, er würde sich sonst zu Gott hindurchgefunden und sein Damaskus erlebt haben, um dann auch andern neue Wege zu Gott zu bahnen mit dem liebevollen Herzen und der tiefgründigen Weisheit eines Zarathustra. War nicht auch Paulus krank, ein Visionär, ein Epileptiker? Und doch! Ist es nicht die Gesundheit, die Seelenruhe, die Furchtlosigkeit und Tapferkeit, die Seelenkämpfe einsam mit ihrem Gott durchringt, allen Menschen aber Hilfe, Stütze, Opfer und Dienste weilt, ist es nicht eben dies, was uns über alle Spökenfiker und Philosophen unwiderstehlich hinzieht zu dem Einzigen, dessen Bild immer herrlicher vor uns ersteht, je mehr ein jeder ihn mit eignen Augen zu erschauen, in ihm den Gesalbten Gottes, den Christ, den Erstgeborenen unter vielen Brüdern zu erkennen lernt?

Noch eins wird zu sagen sein. Des Buches Titel könnte vermuten lassen, daß hier Spukgeschichten, allerlei Spiritismus, geboten wären, der Neugier und Verwunderung Weide, wie es das schon erwähnte Kerner'sche Buch nicht vermeidet. Nur in frühester Kindheit und in spätestem Alter, und nur wie einen gleichgiltigen, rein passiven Vorgang, hat der Träger seines Spottnamens diese erbliche Belastung mehr schmerzlich als wundervoll erfahren; ihm unerklärlich, wenn auch unzweifelhaft. Die Torheit des Zweifels an Dingen, die man nicht erklären kann, hat ja schon Schopenhauer aufgedeckt, aber auch seine Erklärungsversuche, wen könnten sie überzeugen? Vielmehr es ist die reiche, empfindliche Menschenseele mit ihrem ererbten „Kleinleutengefühl“, deren schwerste und tiefste Leiden und Verirrungen nicht minder erschüttern, wie ihr endlicher reiner Sieg in Glauben und Hoffnung den zum Prediger und Seelsorger weilt, der sich diese begehrte aber verwehrte amtliche Laufbahn verschlossen sah. Und doch kein Andachts- und Predigtbuch wird hier geboten. Es predigt ja das Schweigen oft dringender als jedes Wort. Und es predigt die Schönheit, der Blick des Auges, es predigt am wirksamsten „das ewig Weibliche“, das hier in einer Mutter, einer Gattin und zuletzt in der rettenden Liebe erscheint, die mit der Hochachtung gegen den Verlorensten das Einzige erreicht, was retten kann, die Selbstachtung, die ja auch Jesus — wiewohl darin noch kaum verstanden — höher wertet als den Gewinn der ganzen Welt, weil ohne der eignen Seele Reinheit und Frieden keine Gemeinschaft mit Gott, keine Gottesachtung denkbar und möglich ist.

